

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 29 (1977)
Heft: 8

Artikel: Ramacca : Bürger machen Radio
Autor: Krummenacher, Doro / Sciré, Sebi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-933011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zufriedenstellt, seiner Liebe zum Auto keinen Raum lässt. Hartmut Bitomsky und Harun Farocki haben keine schlechte Geschichte geschrieben: die Geschichte eines jungen Mannes, der gern tun möchte, wozu er Lust, woran er Spass hat, aber die Wirklichkeit lässt dies natürlich nicht zu – die Geschichte eines alltäglichen Scheiterns. Eine Geschichte nicht ohne Resignation und Zynismus: Am Ende sehen wir den Helden ein paar Jahre später wieder, ein normaler, sympathischer, aufsteigender Ingenieur in einem mittleren Betrieb. Den Titel und die Stelle hat er sich durch einen bösen Schwindel beschafft, und es ist möglich, dass dies eines Tages offenkundig wird, aber gewiss ist es nicht.

Eine Geschichte, ein Film darüber also, wie aus einer unangepassten, aufmüpfigen, noch ziellosen Generation der 20jährigen wenige Jahre später brave Karrieristen mit Frau und Kind und traurem Heim werden, entsetzlich normale, angepasste Kleinbürger, die sich um der eigenen Interessen willen selbst mit der Korruption abgefunden haben.

Dennoch ist «Auf Biegen oder Brechen» alles andere als ein realistischer Film. Hartmut Bitomsky bezog seine Anregungen aus dem Kino, dessen Geschichte er kennt: aus der französischen «Nouvelle Vague» etwa: Charly ist ein entfernter Verwandter von François Truffauts Film-Helden Antoine Doinel, aber auch James Dean war in schnelle Autos vernarrt («Rebel Without Cause»). So gesehen, kommt Bitomskys Film um zehn Jahre zu spät. Es stellte sich, jedenfalls bei mir, denn auch der Eindruck ein, diese Bilder, diese filmischen Verfahrensweisen schon einmal gesehen zu haben: die in sich selbst vernarrten, von Bernd Fiedler merkwürdig uninspiriert gedrehten Autofahrten, die durch eine melodische, lyrische Musik (Jürgen Knieper) hochgezogenen Szenen, die in Poesie entgleitenden Dialoge – kurzum die Versuche, den Bildern eine Poesie zu entlocken. Dahinter steckt durchaus ein starkes Gefühl für das Kino und seine Möglichkeiten, aber zu einer originären Artikulation fand es in diesem Debut noch nicht.

Charly wird von Jo Bolling gespielt. Ein Gesicht, das sich nicht einprägt, an das ich mich nicht erinnern kann, hinter dem keine Figur sichtbar wird. Vielleicht würde eine andere Besetzung (Vadim Glowna fiel mir ein) den Film entschieden besser machen. Phantastisch setzt Bitomsky dagegen Christine Kaufmann ein, und auch Lisa Kreuzer ist gut wie immer. Klaus Eder (epd.)

FORUM

Ramacca: Bürger machen Radio

Ramacca, Sebis Heimatort, liegt in Sizilien in der Nähe des Ätna. Im vergangenen Jahr haben wir einige Wochen bei seinen Eltern verbracht. Wir berichten im folgenden von einer Art Bürgerinitiative, mit der wir dort unten in Berührung gekommen sind und die uns stark beeindruckt hat. Das Städtchen zählt ungefähr 9000 Einwohner. Im Herbst 1976 haben vier gute Freunde zusammen mit einigen unbezahlten jungen Mitarbeitern eine vom Staat unabhängige Radiostation aufgebaut.

Das Experiment ist in mancher Hinsicht aufschlussreich. Einmal von der Finanzierung her: Die vier Initianten haben nämlich den grössten Teil der Einrichtungen aus der eigenen Tasche berappt. Gaben nehmen sie nur in Form von Material entgegen. Durch die Ablehnung von Geldspenden hoffen sie, ihre Unabhängigkeit behalten zu können. Sie haben das Material eingesetzt, das sie selber schon besaßen: Platten-

spieler, Verstärker usw. Was fehlte, haben sie zusammen mit Freunden gebastelt oder eben aus den eigenen finanziellen Mitteln angeschafft. Auch der Betrieb geht ganz auf eigene Rechnung. Die Einrichtung und der Betrieb des freien Radiosenders ist das Hobby, für das eigenes Geld eingesetzt wird.

Wie sieht der Sender aus? Von aussen ist nur eine Antenne auf einem Haus im hochgelegenen Teil der Stadt sichtbar. Der Sender arbeitet im UKW-Bereich mit einer Leistung von 15 Watt und ist weit über die staatlich erlaubte Distanz von acht Kilometern zu hören. Er befindet sich in einer Zweizimmerwohnung. Der eine grössere Raum ist in drei «Studios» aufgeteilt worden, gut isoliert mit Sagex-Platten und Eierkartons. Ein Studio dient als «Senderraum», eines für Tonaufnahmen und das dritte als Regieraum. Die drei Räume sind durch Fenster miteinander verbunden. Das zweite Zimmer wird als Wartehalle und Treffpunkt zum Diskutieren verwendet. Gesendet wird den ganzen Tag, von morgens sieben Uhr bis spät in die Nacht. Die Verantwortlichen und ihre Mitarbeiter – Burschen und Mädchen – übernehmen nach einem festen Plan die Betriebsarbeiten im Studio ehrenamtlich.

Das Programm richtet sich zu den verschiedenen Sendezeiten an ganz bestimmte Hörerschaften. Am Vormittag zum Beispiel werden die Sendungen erfahrungsgemäss gerne von den Hausfrauen und ihren grösseren Töchtern sowie von den Näherinnen und ihren Lehrtöchtern gehört. Zwischen 13 und 14 Uhr wird Pop-Musik für die Jungen gesendet. Der späte Nachmittag scheint günstig zu sein für die Aufnahme von kritischen Beiträgen zu sozialen Problemen. Zwischen 19 und 20 Uhr am Abend hat sich ein Folklore-Programm mit «typisch Sizilianischem» grossen Anklang gefunden.

Jedermann kann sich frei äussern, auch zu heissen kommunalen, regionalen oder nationalen Fragen, etwa zu den Unterrichtsplänen der Schulen oder zu skandalösen Zustände in den Schulhäusern. Einzige Einschränkung: keine Reklame, auch keine indirekte. Wenn jemand etwas weiterzugeben hat, das die Zuhörer der Stadt interessieren könnte, dann wendet er sich an die Verantwortlichen, die ihn in das passende Programm einschalten. Die Verfasser dieses Berichtes zum Beispiel konnten während einer ganzen Woche jeden Vormittag über Bräuche und Sitten in asiatischen Ländern berichten, die sie auf ihren Reisen besucht hatten. Ein anderer junger Mann, der für kurze Zeit in seine Heimatstadt zurückgekehrt ist, nachdem er in Italien als Komponist und Sänger Karriere gemacht hatte, erzählte in mehreren Sendungen von je zwei bis drei Stunden über sich, seinen Beruf und seine Berufung. Er präsentierte selber seine Platten, übte Selbstkritik und machte sich schliesslich auch – herausgefordert – in sehr unfeiner Art lustig über seine kleine Stadt.

Auch bescheidene Ereignisse werden von interessierten Gruppen oder gelegentlichen Besuchern gern aufgenommen. Zwei Freunde, glückliche Besitzer von Pferden und Zweiradrennwagen, haben sich am Radio zu einer Wettfahrt herausgefordert. In Ramacca gab es eine kleine Erregung. Die meisten Leute, die den Kampf sehen wollten, kamen zu spät, da er nur etwa eine Minute dauerte. Aber die kleine private Angelegenheit wurde zum Gesprächsstoff von vielen. Neuerdings kann man sich zu bestimmter Zeit per Telephon an einem Wunschkonzert beteiligen, indem man für sich selber eine Platte wünscht oder damit einer anderen Person Wünsche oder Grüsse schickt. Über das Telephon (eine einzige Linie) ist es sogar möglich, an Diskussionen teilzunehmen oder an eine Gesprächsrunde Fragen zu stellen.

Was hat das «Freie Radio» Neues gebracht? Es ist nicht etwas «Fremdes», das von aussen hereinkommt. Es sind die Bürger selber, die es machen. Es kommt aus einem Verständnis für die Zuhörer, aus einer genauen Kenntnis ihrer Probleme und Bedürfnisse. Es ist nicht von «oben» diktiert, aber es trägt doch den Nimbus des Mediums, es ist «Radio» und bekommt deswegen Gewicht. In einer sizilianischen Ortschaft fehlt es in der Regel nicht an lebendigen Beziehungen unter den Bewohnern. Das neue Radio verstärkt diese schon bestehende Kommunikation, indem Fragen, Konflikte aus einem Geschlossenen Kreis in die breitere Öffentlichkeit des Ortes getragen werden. Das Gespräch der Leute bekommt einen anderen Inhalt. Es wird ein Be-

wusstsein geweckt, das vielleicht mit der Zeit doch zur Veränderung von allerlei «typisch Sizilianischem» führen könnte. Es scheint, dass sogar das Interesse für das Fernsehen seit dem Aufkommen von Radio Ramacca in manchem Haus zurückgegangen ist. Einige sollen schon von einem eignen Fernsehen träumen ...

Wie wird es weitergehen? Die Gruppe der Verantwortlichen ist überzeugt, dass es weitergeht. Über das Wie machen sie sich bisher keine grossen Gedanken. Es geht einfach weiter. Der Staat will zwar von den privaten Sendern eine Taxe verlangen, die für Betriebe mit Werbesendungen sehr hoch sein soll. Unsere Freunde glauben, dass sie in Sachen Konzession mit den Behörden zu einem günstigen Arrangement gelangen können. Wir selber hoffen natürlich, dass Radio Ramacca noch lange weiterlebt. Denn wir sind überzeugt, dass der Staat mit perfekter Technik und anspruchsvollen Programmen in der Wirkung nie an das herankommt, was diese vier Freunde mit ihrem bescheidenen, aber eben auch volksnahen Sender erreichen.

Doro Krummenacher und Sebi Scirè

BÜCHER ZUR SACHE

Gedanken zu einem Fassbinder-Report

H. G. Pflaum/R. W. Fassbinder: «Das bisschen Realität, das ich brauche», Hanser-Verlag, München 1976, 168 Seiten, Abb., Fr. 24.90

Dass Hans Günther Pflaum aus seinem Produktionsreport zu drei neueren Fassbinder-Filmen («*Ich will doch nur, dass ihr mich liebt*», «*Satansbraten*» und «*Chinesisches Roulette*», allesamt in der ersten Hälfte dieses Jahres realisiert) ein Buch machen konnte und musste, das, auf 168 Seiten aufgeplustert, vom Hanser-Verlag jetzt für stolze 25 Franken verkauft wird, das ist symptomatisch für die Grenze unserer Filmpublizistik: Was die Norm von acht, maximal zehn Manuskriptseiten überschreitet, sprengt den Rahmen der Feuilletons, kann auch in den Korrespondenzen nicht mehr plaziert werden. Filmzeitschriften, die so etwas drucken würden, existieren mangels privater Initiative, vor allem aber mangels öffentlicher Förderung kaum. So kommt dann als Buch daher, voluminös, gewichtig und mit dem Anspruch auf einen Platz im Bücherschrank, was als Hauptaufsatz einer Filmzeitschrift bestens angestanden hätte.

An diesem Missverhältnis zwischen Volumen, Preis und Substanz ändern auch die rund 100 Photos wenig, von denen das Gros über das schiere «Mit-der-Kamera-dabeigewesen» hinaus nichts erbringt. Gerade durch die Fülle von Produktionsphotos, von Bildern von den Dreharbeiten, ist mir zum ersten Mal aufgefallen, wie wenig man aus ihnen darüber erfährt, «wie Filme entstehen» (Untertitel des Buches). Zumeist sind sie höchstens für denjenigen informativ, dem die Verwendung von Kameras, Belichtungsmessern und Schienen bei Dreharbeiten bislang ein Novum war.

Pluspunkte

Einige Photofolgen jedoch, und damit komme ich zu den Pluspunkten des Buches, geschickt montierte Bildzusammenstellungen zu «*Ich will doch nur, dass ihr mich liebt*» und die Kontrapunktierung von Drehbuchseiten mit Einstellungen aus dem fertigen «*Chinesischen Roulette*» sind interessant, lohnen genaues Hinsehen. Und